

UMSCHAU

Wider die Ächtung der Leistung

Ein Anstoß zur realistischen Begründung der Pädagogik

Zu den am meisten umstrittenen Begriffen der Erziehungswissenschaft gehört gegenwärtig das Prinzip Leistung. Es ist eine unaufgebbare Grundlage des Schulwesens in der Demokratie, daß Berechtigungen und Aufstiegsmöglichkeiten an erwiesenen Verdienst, d. h. an erbrachte Leistungen gebunden sind und nicht nach Gesichtspunkten wie soziale Herkunft, finanzielle Ausstattung oder politischen Einfluß verteilt werden dürfen. Diese unaufgebbare Grundlage hat das Leistungsprinzip jedoch nicht davor geschützt, Opfer diffamierender und seine völlige Beseitigung anstrebender Kampagnen zu werden. Eine große Gruppe von Kritikern schiebt ihm die Schuld am krankmachenden Schulstreß der Gegenwart zu, eine andere diffamiert Leistung als das Instrument der bürgerlichen Pädagogik, mit dem junge Menschen im Gegensatz zu ihren Interessen und Bedürfnissen früh und unwiderstehlich in den Mechanismus kapitalistischer Ausbeutung eingefügt werden.

In dieser Situation macht ein Buch den bemerkenswerten Versuch, die Frage der Leistung aus dem ideologischen Streitfeld herauszuführen und sie daraufhin zu überprüfen, ob sie nicht Grundlage einer pädagogischen Neuorientierung überhaupt sein kann¹. Der Autor, Ernst Höhne, war lange Jahre Leiter der Gymnasialabteilung im Bayerischen Kultusministerium. Er bringt in seinem Ansatz nicht nur Ergebnisse sachlogischer und literarischer Analysen, sondern verklammert diese durch praktische Erfahrungen aus Schulalltag, Bildungsverwaltung und langjähriger Reformpraxis mit der gegenwärtigen Wirklichkeit des Schulwesens.

Der Autor setzt sich das Ziel, die Dimension der Leistung als eines zeitlosen Grundbegriffs von Schule und Bildung, der gegenwärtig nur

polemisch behandelt wird, in eine vorurteilsfreie und nur auf die Sache bezogene Analyse mit Konsequenzen überzuführen. Weil ihm Schule in verschiedenen Verantwortungsbereichen Lebensinhalt bedeutet, ist jede Seite durchsetzt von Erfahrungen und unmittelbaren Einsichten, gewonnen auf den verschiedenen Verantwortungsebenen des Schulwesens; die Untersuchung bleibt nicht ein distanziertes Umgehen mit formalen und logischen Argumentationsfiguren. Zwischen den Zeilen wird abwechselnd sichtbar der Altphilologe und Lehrer, der Schulleiter, der Beamte, der in der bewegtesten Phase der Reform die Bedürfnisse der Schulen in überregionalen Gremien vertreten hat, zusammengenommen der distanziertere, geistig selbständige, zur unbefangenen Kritik fähige theoretische Kopf. Höhne zeigt sich an zahlreichen Stellen unerwartet souverän, zur Kritik bereit, wo andere schematisch nur die eingespielten Mechanismen der Verteidigung üben, als Autor, für den die geistige Substanz einer Sache nie voll identisch ist mit der zufälligen zeitgenössischen Erscheinungsform.

Die Klärung, auf die der Autor in seinem Buch zugeht, sucht die Größe „Leistung“ an der Berührungsstelle von Person und Gesellschaft auf. Dies bleibt innerhalb der gängigen Argumentationspraxis der Pädagogik, allerdings ist das Ergebnis überraschend. Die pädagogische Theorie hatte in den letzten Jahrzehnten durchweg ein gebrochenes Verhältnis zur Gesellschaft. Entweder war ihr Denken konsequent auf die Person bezogen, nicht selten in Verlängerung des autonomen Ich des deutschen Idealismus, und die Pädagogik erschöpfte sich unter dem Eindruck einer unaufhaltsamen Aushöhlung der Individualität und des Persönlichen in Gesten hilfloser und resignierter Abwehr, oder die Pädagogik hat ein

eigenständiges Denken und eine eigene Wertposition freiwillig preisgegeben und sich in Soziologie und kollektivistische politische Ideologie hineinverloren. Dem Autor geht es nicht um einen neuen Begriff von Gesellschaft; sein Anliegen ist es, die gegebenen gesellschaftlichen Grundverhältnisse, die konkrete Bedingungen von Erziehung und Bildung sind, sachgerecht zu prüfen, damit sein Geschäft, die Klärung pädagogischer Zusammenhänge, eine tragfähige Grundlage behält. Die Kernaussage: „Zum Leistungsprinzip gibt es in einer zivilisierten Gesellschaft keine Alternative“ (15) ist für ihn kein Programm, sondern der nüchterne Ausgangspunkt seiner pädagogischen Argumentation.

Schon das Einleitungskapitel enthält die entscheidenden pädagogischen Aussagen: Zwischen der Jugend und der Erwachsenenwelt gibt es nicht die fundamentale Entfremdung, das prinzipielle Nichtverstehenkönnen, das viele Analytiker und Programmatiker unterstellen wollen, vielmehr existiert ein ungebrochener, selbstverständlicher Zusammenhang. „Es kann nicht verwundern, daß in einer Gesellschaft, in der Leistung zum Prinzip geworden ist, auch die Jugend von diesem Prinzip erfaßt wird“ (15). Höhne sagt dies, wohl wissend, daß er zu dem Bild der Leistungsgesellschaft, das er im Eingangskapitel umreißt, noch die unerfreulichen pädagogischen Nebenwirkungen zu berichten hat, die Phänomene der Flucht vor der Gesellschaft, die Drogen, die Neurosen, das Krankwerden an der Gesellschaft.

Höhne bleibt an dieser Stelle, wo die meisten Autoren die Linie des Pädagogischen verlassen und zur Gesellschaftskritik übergehen, besonnener und differenzierender Analytiker. Für ihn tritt die Jugend in dieser Gesellschaft nicht schlechthin als erbarmungswürdiges Opfer auf. Er wählt Formulierungen, die die Jugend als distanziert und gleichzeitig beteiligt charakterisieren: „Auch die Jugend begreift..., daß sich daran halten muß, wer einmal eine Funktion in diesem hochspezialisierten Getriebe ausüben will“ (15). Von dieser Jugend wird „der Kreislauf von Leistung und Konsum als Faktum wahrgenommen“ (15). Es läßt

aufhören, angesichts einer Flut von Literatur, für die der Jugendliche nichts ist als verratene, zugrunde gerichtete Masse, die Jugend charakterisiert zu sehen als eine, die sich Fragen stellt und für die sich Fragen stellen, z. B. die, „... ob der junge Mensch nur seiner späteren Funktion zustrebt oder ob er Individuum genug ist, um dem Leben noch einen anderen Sinn abzugewinnen“. Wird er sich an dem Konkurrenzkampf beteiligen, der ihm den besten Platz sichert, und wird er bis ans Ende durchhalten? „Wird er sich – auch gegen die Stimme seines Gewissens – dem Trend anpassen, um nicht anzustoßen, und bis zum Ziel vordringen?“ (16). Solche Fragen umreißen eine realistische pädagogische Anthropologie, die der Erziehungspraxis der Gegenwart eine tragfähige Grundlage geben könnte, sich aber in den Wellen von Anpassung nach allen Seiten, denen die zeitgenössische Pädagogik unterliegt, nirgendwo als geistige Auffangstellung abzeichnet.

Eine Pädagogik, die realistisch bleibt, d. h. die Grundbedingungen ihrer Möglichkeiten erkennt und akzeptiert, unterliegt auch nicht der Gefahr, ihre Aufgabe zu verfehlen, nämlich Handeln am Kind und Heranwachsenden zu sein und dessen Angewiesensein auf Unterstützung schamlos auszunutzen, um im pädagogischen Raum fremde Ziele zu verfolgen. „Es ist ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, man könne die Gesellschaft auf dem Wege über die Schule gewissermaßen im Vorgriff gestalten“ (21). Mit einem solchen Bekenntnis zum eigentlich Pädagogischen sagt sich Höhne vom meisten los, was sich heute als Pädagogik ausgibt, genauer, er weist auf den Punkt hin, an dem Diktaturen und Ideologien die Linie der Pädagogik verlassen und an den die Pädagogik immer wieder zurückkehren muß, wenn sie ihre zeitlose Aufgabe unter wechselnden historischen Bedingungen erfüllen will.

Wer so vertraut ist mit den Strukturen des Bildungsvorgangs und so sicher im Festhalten der Grundverhältnisse, für den ergeben sich aufschlußreiche Durchblicke sowohl durch die historische wie die zeitgenössische Dimension des Bildungswesens und der Schulpraxis. Höhne verfolgt den Leistungsgedanken bis zum

Ursprungspunkt des abendländischen Schulwesens, der griechischen Welt, wo er eine Wurzel des zeitgenössischen Leistungsproblems im Agon findet, die sich über den Sport mit vielen Modifikationen in die gegenwärtige Realität hinein erstreckt. Im Verfolgen der Spur des Leistungsgedankens stößt Höhne auf den Wettbewerb, in dem Pädagogen zu allen Zeiten ein ambivalentes Instrument ihrer Tätigkeit gesehen haben, unentbehrlich einerseits, gefährlich andererseits.

In diesem Zusammenhang macht Höhne die Aussagen, die zu den wichtigsten seines Buchs überhaupt gehören, nämlich zur Aufgabe und Gestalt des Lehrers. Die Instrumente des Lehrers scheiden sich nicht in positive und negative. Der pädagogische Bereich wird von Gegebenheiten beherrscht, zu denen es keine Alternative gibt, die aber, je nachdem, wie sie angewendet werden, pädagogisch förderlich oder schädlich sind. Dieser Hinweis auf die Nuancen pädagogischer Praxis und das Entscheidenmüssen im Prozeß führt hinaus aus der unheilvollen Polarisierung auch der zeitgenössischen Pädagogik. Bei Höhne ist der Lehrer kein Funktionär des Systems, vielmehr hat der Berufsstand seine Grundlage in einer unerschütterlichen pädagogischen Verantwortung. Nur vor Ort und ohne daß ihm jemand, ein System, eine Partei, eine Wissenschaft und eine Verwaltung die Entscheidung abnehmen könnten, muß der Lehrer entscheiden, wann eine Praxis pädagogischen Schaden stiftet und wann sie für den jungen Menschen vertretbar ist.

Mit der Sonde des Leistungsprinzips legt Höhne eine Reihe von Problembereichen des gegenwärtigen Schulwesens frei. Da ist die Leistungsmessung und der große Problemkomplex der Leistungsinhalte. Der intime Kenner der Praxis der Schulen wie auch ihrer politischen, kulturellen und sozialen Randbedingungen hat den Mitstreitenden wie den Nachfolgenden zu viel zu sagen und an Erfahrungen weiterzugeben, als daß es sich in die ästhetisch befriedigende Architektur eines konsequenten Gedankenaufbaus einfügen ließe. So sind die Kapitel über Leistungsmessung, Schulstreß, Numerus clausus nicht nur Glieder einer Ge-

dankenreihe, die der vielseitigen Behandlung des Leistungsgedankens gewidmet ist, sondern kompakte Kurzmonographien über diese Gegenstände, die dem Interessierten auch ohne die Anbindung an die Genealogie und Analyse des Leistungsprinzips Probleme aufhellen können.

Erst das fünfte Kapitel trägt die Überschrift, die nach geläufigem Muster bei anderen Autoren die erste wäre: „Das gestörte System“. Höhne geht hier auf eine Reihe von Sachverhalten ein, die seinem pädagogischen Grundansatz nach nicht von vornherein, sondern durch Einseitigkeit und Übertreibung zur Gefahr geworden sind. Die kritische Auseinandersetzung mit der „Herrschaft der Zahl“ (89 ff.) etwa bedeutet nicht die Forderung, wegen nachweislicher Mißerfolge und Fehlergebnisse empirischer Bildungsforschung diese für die Zukunft überhaupt auszuschalten und das Schulsystem wieder einem Laissez-faire oder einem pseudobiologischen „Wachstum“ zu überlassen, sondern die Verstärkung der pädagogischen Position und der Fähigkeit der Pädagogen, ihre Grundsätze angesichts weithin aufgehellter quantitativer Zusammenhänge festzuhalten und in fälligen Entscheidungen durchzusetzen.

In einer realistisch gesehenen Pädagogik kann es nicht gelingen, die richtige Praxis auf der Ebene der Begriffsbestimmungen und systematischen Argumentation völlig zu sichern. Immer wieder sind es die Beteiligten selbst, vor allem die Lehrer, die vor Ort die Entscheidungen verantwortlich zu fällen haben. Weder Gerichtsurteile noch Verwaltungsakte können die pädagogische Entscheidung ersetzen. Bildung und Erziehung können in der Schule der Demokratie nicht auf das örtlich Vorschreibbare und administrativ Regelbare gestellt werden.

Die Zunahme der Staatstätigkeit im Bildungswesen ist für Höhne eine unwillkommene Folge der Massenverhältnisse und des massierten Strebens zu Aufstiegsstellen. Die notwendige Gleichbehandlung zwingt den Staat, als Schiedsrichter einzugreifen. Vielleicht kennt Höhne das Behagen vieler behördlicher Vorgesetzter nicht, mit dem sie formale

Regelungen auch in den intimen Bereich pädagogischen Umgangs vorantreiben; recht hat er mit dem Hinweis, daß auch die Verwaltung mehr Opfer als Motor unerwünschter Entwicklungen ist. Es gibt auch Streß in der Schulverwaltung, weil sich die Entwicklungen gelegentlich der sachgerechten Betreuung entziehen. „Die geplanten Reformen – mögen sie vom besten Geist erfüllt sein – reifen nicht mehr aus. Kurz vorher noch stürmisch gefordert, müssen sie unter dem Druck von Parlamenten und Verbänden oft durch neue ersetzt werden, noch bevor sie überall eingeführt waren und, vielleicht sogar, bevor sie ganz verstanden wurden“ (110).

Der Ansatz der realistischen Pädagogik führt mit Konsequenz auf ein handlungsbezogenes Schlußkapitel „Fördernde und hemmende Einflüsse auf das Leistungsverhalten“ (117 ff.). Die zahlreichen Aussagen, die hier zur praktischen Schularbeit gemacht werden, z. B. zur Stofffülle, zu den Ansatzpunkten ihrer Reduzierung, zum Begabungsbegriff und zur Didaktik sind zunächst Anlaß für den Praktiker Höhne, eigene Erfahrungen und begründete Einsichten weiterzugeben. Sie stehen aber auch im Zusammenhang mit den Grundlinien der realistischen Pädagogik und ihrer Anthropologie, die das Generalthema des Buchs darstellen.

In der Frage nach der Leistung hebt sich zum Schluß immer drängender und deutlicher die Frage nach menschlicher Daseinserfüllung heraus. Soziale Welt, technische Welt und persönliches Dasein berühren sich. „Erfüllte Leistung wird nach wie vor für die Jugend etwas Beglückendes sein“, aber „es wird Mühe kosten, diese neue Welt in den Grenzen des Humanen zu halten“ (140). Der ambivalente Charakter der Grundphänomene („Leistung ist eben nicht nur gesellschaftlicher Anspruch, sondern ebenso eine Erfüllung elementaren Lebensbedürfnisses“, 140) gilt für die Pädagogik schlechthin. Sie erscheint als Gratwanderung zwischen personalen und sozialen Ansprüchen, deren Vermittlung nicht durch eine intellektuelle Formel zu garantieren, sondern nur im verantwortlichen Handeln sicherzustellen ist.

Dem Lehrer kommt in dieser Pädagogik die Schlüsselstellung zu. Er ist nicht nur Exekutor vorgedachter Grundsätze; seine unmittelbare Hilfe, die er dem Jugendlichen gibt, ist eine eigenständige und mit Verantwortung beladene Aufgabe. Neben fachlichem Können, Wissen und Erfahrung spielt daher auch das Situationsgefühl, das „Fingerspitzengefühl“ (133) eine entscheidende Rolle. Mit Höhnes Hinweis auf das Fingerspitzengefühl kehrt wieder einmal jene entscheidende Größe in das pädagogische Denken zurück, die vor anderthalb Jahrhunderten Herbart als „pädagogischen Takt“ in das Erziehungsdenken einführte, eine Größe, mit der sich die offizielle Bildungstheorie in allen Epochen schwertut. Für Höhne ist aber selbst mit einer so griffigen und scheinbar alle Restprobleme lösen können- den Größe wie Fingerspitzengefühl das System nicht geschlossen. Es blitzt auf, daß die Problematik der Leistung wie menschlicher Existenz überhaupt nicht schlüssig durch geschickte Instrumente gelöst werden kann. Höhne verweist an einer Stelle auf die christliche Hoffnung, die dort einsetzt, wo die Lösungshilfen trotz sorgfältiger Präparation ans Ende kommen.

Höhne zeigt sich in seinem Buch nirgends als Apologet einer schulpolitischen Position. Es ist ebensoviel leidenschaftlicher Appell für notwendige Veränderungen am Schulsystem wie Stellungnahme dafür, daß Entscheidendes nicht zur Disposition stehen darf. Man ist erstaunt, daß der Mann, der lebenslang seinen Arbeitsplatz im Bereich des deutschen Gymnasiums hatte, sich entschieden gegen den Begriff der Elitebildung ausspricht und sich lossagt von jedem Versuch, versteckt oder offen ein Eliteprogramm zum Maßstab des Schulwesens zu nehmen. In dieser Absage liegt ein rückhaltloses Bekenntnis zum Öffentlichkeitscharakter der Schulen, dem er die Leistung als pädagogischen Zentralbegriff vorstellt, ohne dabei für das Mittelmaß zu plädieren. Wer will, kann aus den Gedankengängen auch Höhnes Antwort auf die Herausforderung der Gesamtschule – ein Wort, das nicht fällt, aber zwischen allen Zeilen steht – lesen: Die öffentlichen Schulen, pädagogisch orientiert, mitge-

tragen durch eine Lehrerschaft, die ihre Aufgabe zwischen dem Vollstrecken gesellschaftlicher Zwänge und der Befreiung von diesen Zwängen annimmt, besitzen die Flexibilität, sich neuen Lagen, die sowieso nicht voraussehen und vorauszubewältigen sind, anzupassen, um sowohl einer sich wandelnden Gesellschaft als auch den immer neuen Ansprüchen der Generation junger Menschen gerecht zu werden.

Ist man dem Autor durch sein Buch gefolgt, vergißt man fast, eine Frage zu stellen, die sich gelegentlich als notwendig andeutet. Gewiß, der Mensch ist zuerst Mensch, ehe er Exponent gesellschaftlicher Mechanismen ist. Ist aber der

junge Mensch in diesem totalen Maß Schüler und die Schule so ausschließlich Lebenswelt der Jugend, wie Höhne das anzunehmen scheint? Hier werden möglicherweise Erfahrungen und Ansichten einer Gruppe unzulässig verallgemeinert. Beruf und außerschulische Lebenswelt sind auch dort, wo sie in das Schulgeschehen nicht eingeformt werden können, ursprüngliche Lebens- und Erziehungsmächte. Der realistischen Pädagogik, die Höhne umreißt, dürfte hier eine kleine Korrektur nicht schwerfallen.

A. O. Schorb

¹ Ernst Höhne: Jugend und Leistung. Versuch einer Klärung. Stuttgart: Klett 1978. 180 S. Kart. 22,-.

Amt und Ämter

Seit geraumer Zeit wird auf ökumenischer Ebene diskutiert, ob und wie die Ämter in den unterschiedlichen Kirchen und Gemeinschaften gegenseitig als echte Ausprägungen des einen Dienstauftrags Jesu Christi anerkannt werden können. Offenkundig gründet man sich doch überall auf den im Neuen Testament niedergelegten Willen des Herrn, der zum Dienst an den Brüdern berufe und befähige. Im Grund wisse sich jeder Amtsträger einer christlichen Gemeinde der gleichen Sendung verpflichtet. So wird die Debatte gerechtfertigt. Wenn aber Verständnis und Absicht des Amtes sich so grundlegend im gleichen Sinn auswirken, dann vermögen geschichtlich bedingte Unterschiede in der äußeren Gestaltung der Aufgabe die gegenseitige Anerkennung nicht mehr zu hindern, daß man hier wie dort Gleiches will, versucht und auch tut.

Die Überzeugungskraft dieser Einsichten reicht allerdings bisher nicht weit. Ihre theologischen Vorkämpfer konnten nicht einmal unter Kollegen einen breiteren Konsens erreichen, selbst dort nicht, wo man ihrer Argumentation – die ja weit nuancierter ist als die obige Zusammenfassung andeuten kann – nichts Stichhaltiges entgegenzusetzen wußte. Noch spürbarere Reserve schlug diesen Ideen aus den Reihen der Amtsträger selbst entgegen. Und daß man für sie auf breite Zustimmung des

Kirchenvolks rechnen dürfte, bleibt trotz einzelner engagierter Stimmen aus Basisgemeinden mehr als unwahrscheinlich.

Warum? Das Unterfangen selbst läßt sich doch nur loben; es würde einen ökumenisch entscheidenden Schritt voran bedeuten. Auch der Unterscheidung zwischen dem neutestamentlich begründeten Dienst und seinen später bunten Ausfaltungen darf man beipflichten. Doch das ist nicht alles. Lebte christliches Amtsverständnis nur aus seiner biblischen Stiftung und dem Wissen um eine unter geschichtlichen Einflüssen verlaufene und mannigfache Richtungen einschlagende Entwicklung, das ganze Problem einer gegenseitigen Anerkennung wäre längst gelöst.

Ihr eigentliches Hindernis jedoch liegt wohl darin, daß es kein christliches Amtsverständnis gibt, das nicht auch zu einem wichtigen Teil vom Gegensatz, von der Opposition gegen die Auffassung des christlichen Amtes bei den anderen lebt. Gewiß handelt es sich um ein historisches Element, das erst im Lauf der Geschichte die eigene Idee vom Dienst an der Gemeinde Jesu Christi bestimmte. Dennoch griff es so stark in die jeweils gegebene Sicht vom Amt in der Nachfolge Jesu Christi ein, daß es keineswegs als zweitrangig oder nicht entscheidend übersprungen werden kann. Es gibt Formen des Amtes, die aus dem Gegensatz er-